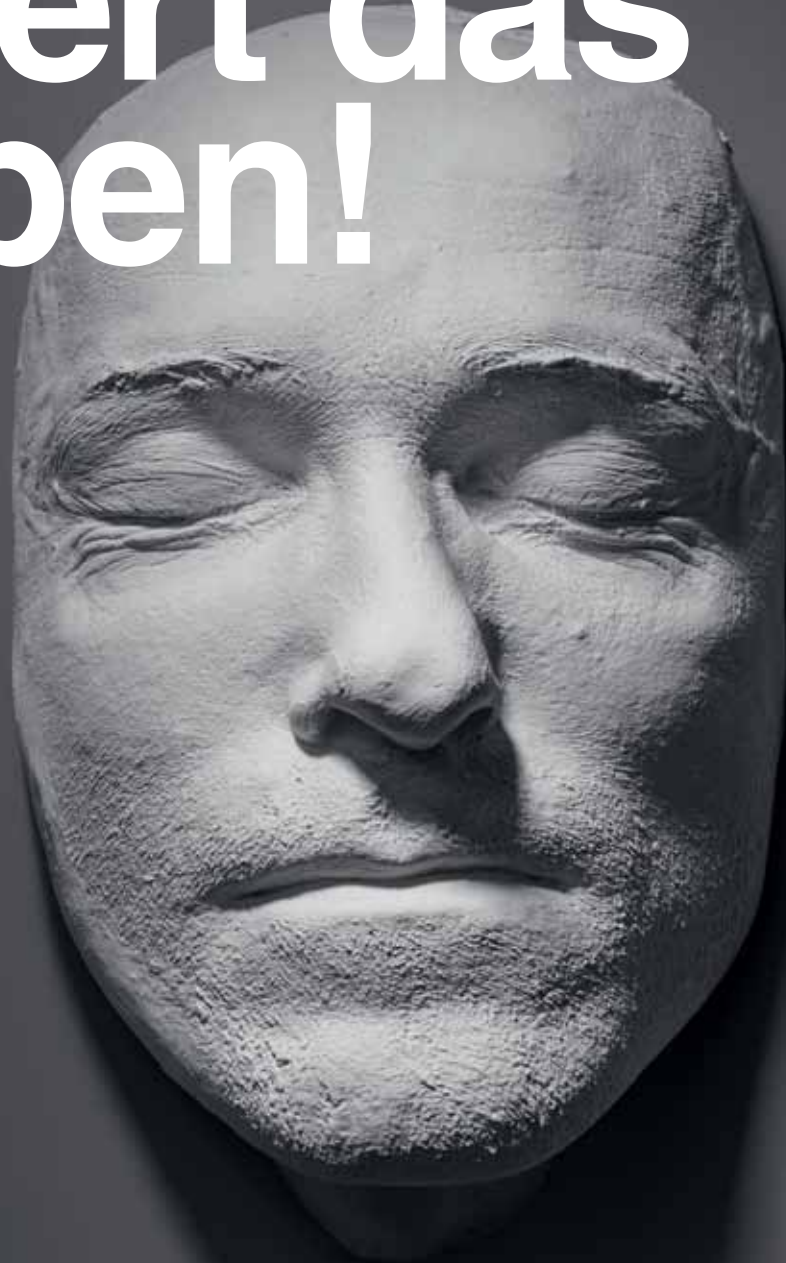


Feiert das Leben!



1. Auflage 2013

Druck: Pillwein, Wien
Alle Rechte vorbehalten
© Caritas Erzdiözese Wien

Kurt Riha (Text)
Reiner Riedler (Fotos)

Danke allen Menschen,
die an diesem Buch
mitgearbeitet haben.

www.caritashospiz.at



Liebe Leserin, lieber Leser,

das Mobile Caritas Hospiz begleitet Menschen, die unheilbar krank sind. Gemeinsam wird behutsam überlegt, wie die verbleibende Zeit gestaltet wird. Wer stirbt, wer bald Abschied nehmen muss, möchte vielleicht noch ein Gespräch führen, mit einem bestimmten Menschen Frieden schließen, seine alten Freunde umarmen, oder eine letzte Reise zu einem Ort aus der Kindheit unternehmen.

Betroffene brauchen medizinische, pflegerische, soziale, therapeutische und spirituelle Unterstützung. Symptome und Schmer-

zen müssen erkannt und therapiert werden. Hospiz bedeutet, unheilbar kranken Menschen ein würdiges Leben bis zuletzt zu ermöglichen. Dieses Angebot wird aus Spenden finanziert, weshalb die Caritas eine Spendenaktion startet – mit viel prominenter Unterstützung.

In dem vorliegenden Buch sind 22 Porträts abgedruckt von Menschen, die auf die eine oder andere Weise mit dem Tod konfrontiert waren oder es immer noch sind. Es sind 22 Beispiele dafür, dass die Hospizarbeit der Caritas nicht bloß mit Tod und Schmerzen und düs-

teren Gedanken zu tun hat. Im Gegenteil. Im Sprechen über den Tod gewinnt das Leben nochmals an Leuchtkraft. Interviewt wurden prominente Personen ebenso wie Angehörige von Sterbenden, schwer erkrankte Menschen und Caritas MitarbeiterInnen. Um der Spendenaktion ein „Gesicht“ zu geben, wurden von einigen Persönlichkeiten „Lebensmasken“ angefertigt, die ebenfalls im Buch zu sehen sind.

Wenn wir darüber nachdenken, wie wir selbst gerne sterben möchten, kann daraus eine Hommage ans Leben werden. Die

Einzigkeit und Unwiederbringbarkeit des Lebens wird uns bewusst. Im Angesicht des Todes feiern wir das Leben. Die von der Caritas angefertigten „Lebensmasken“ stehen für diese Einzigartigkeit – ebenso wie die Lebensgeschichten in dieser Broschüre, die von Autor Kurt Riha und Fotograf Reiner Riedler dokumentiert wurden.



Michael Landau
Caritasdirektor
Erzdiözese Wien





Einblicke in das Making-of der entstandenen Lebensmasken. Jede von ihnen zeichnet auf einzigartige Weise die Spuren nach, die das Leben in den Gesichtern der Menschen hinterlassen hat.

Die Maske auf Seite 4 stammt von Schriftsteller Robert Menasse. Schauspieler und Regisseur Karl Markovics ist ganz links und ganz rechts unten zu sehen.

Links oben wird Fernsehmoderatorin Barbara Stöckl vorbereitet. Daneben sind die Schauspieler Christiane Hörbiger und Cornelius Obonya zu sehen.

Auf den unteren Fotos in der Mitte prüft Schokoladenfabrikant Josef Zotter gemeinsam mit Präparator Joachim Fürpass (von der Firma Bestattung Cubus) die entstandene Lebensmaske.





„Ich würde den mir wichtigen Menschen noch etwas schreiben wollen, um ein Bild davon zu geben, dass ich in meinem Leben glücklich war.“

Das erste Mal, dass der Tod ihn berührt habe, das war, als der Nachbar starb, erzählt Karl Markovics. Es war ein alter Mann, fast ein Großvaterersatz. Damals, in der beginnenden Pubertät, stand eine existenzielle Frage im Vordergrund: „Welchen Sinn hat das Leben, wenn ich davon ausgehen muss, dass ich früher oder später sterbe?“ Markovics erinnert sich an ein Gefühl der Fassungslosigkeit, das die Trauer sogar noch überwog.

Viele Jahre später begleitete der Schauspieler den Tod seiner Schwiegermutter, weitaus gefasster dieses Mal. Es dauerte zwei bis drei Wochen und Markovics erzählt von dem Moment, an dem sich das Bewusstsein einstellte, „dass dieser Mensch bald sterben wird“, dass man also nicht mehr so tun müsse, als wäre das nur vorübergehend. Es ging darum, „bewusst wahrzunehmen, dass man auf eine Unumkehrbarkeit zusteuert – und das auch so zu nehmen.“

Das kann ein gutes Gefühl sein, wenn oder gerade weil man es mit anderen Menschen teilt.“

Für seine Schwiegermutter hatte Karl Marcovics damals das Gefühl, dass ihr eine Last von den Schultern genommen wurde. „In den ersten Momenten hatten sich noch alle an das Leben geklammert und von ihr erwartet, dass sie das auch tun müsse.“ Erst durch dieses Akzeptieren konnte die Mutter eine Sterbende sein, musste sie

sich nicht mehr abmühen damit, wieder auf die Beine zu kommen.

Einen ähnlich bewussten Umgang wünscht sich Karl Markovics für das eigene Leben – und auch Sterben. Für ihn liegt im Akzeptieren unserer Endlichkeit der Schlüssel für eine größere Kraft und auch Klarheit in unserem Leben. Diese Klarheit würde er sich gerne bis zuletzt bewahren, um tatsächlich mit klarem Blick auf seine Frau und seine Kinder sterben zu können.



„Ich möchte noch ein paar Leuten etwas schenken.“

„Was soll mir noch passieren?“, sagt Susanne Pichler irgendwann im Gespräch. Und damit ist eigentlich alles gesagt. Das Schlimmste, das einer Mutter überhaupt passieren kann, ist ihr passiert. Ihre Tochter Sandra ist mit 17 Jahren an Krebs gestorben. Und was für eine Tochter das war! „So früh schon so ein Wille! Sie hat immer ihren Kopf durchgesetzt, war dabei aber stets so charmant, dass man ihr einfach nicht böse sein konnte“, erzählt Susanne Pichler.

Es kam aus heiterem Himmel. Bei einem Urlaub in Ägypten klagte Sandra über Kopf- und Gelenkschmerzen. „Es dauert eine Zeit bis man akzeptiert, dass das nicht bloß der Kreislaufkollaps einer Pubertierenden ist, sondern etwas Ernstes“, erzählt die gelernte Tierpflegerin. Hinzu kam, dass Sandras Großvater nur wenige Jahre zuvor an Krebs gestorben war. Sandra meinte damals prophetisch: „Diesen Krebs kriege ich auch.“

Nach vielen bangen Monaten kam ein Moment, an dem Mutter und Tochter ihr Schicksal akzeptierten. „Wir haben die Zeit nicht mehr mit dem Hoffen auf Wunder vergeudet, sondern nützten sie, um uns voneinander zu verabschieden“, so Susanne Pichler. Zu den letzten Dingen, die Sandra erlebte, zählte eine Fahrt mit einem Ferrari und ein gemeinsames Abendessen mit den Eltern. „Am nächsten Tag setzte sie die Medikamente ab, im vollen Bewusstsein, dass das ihr Ende ist“,

erzählt die Mutter. Und im nächsten Satz: „Der Tod meiner Tochter hat mich positiver gemacht.“ Gemeint ist damit nicht nur, dass sie sich nicht mehr von Kleinigkeiten unterkriegen lässt, sondern auch eine Form von Spiritualität, die sich nur schwer erklären lässt. Die einfachste Erklärung dafür ist vermutlich, dass Sandra im Herzen ihrer Mutter weiterlebt.



„Ich hätte gerne noch einen Ausflug mit meinem Mann gemacht.“

Der Vorname Emma hat Frau Janda nie gefallen, bis er irgendwann in Mode gekommen ist. Aber selbst dann blieb sie skeptisch, man hat sich schließlich daran gewöhnt, die Dinge negativ zu sehen. Das Schlimmste zu befürchten, das war ein wenig die Lebensstrategie von Emma Janda. Und das, obwohl sie sanftmütig und geduldig wirkt und ihre Kolleginnen sie nicht umsonst gerne als „Queen Mom“ bezeichnen. „Ja, das hat sich geändert, seitdem ich ins Tageshospiz komme“, erzählt sie.

Vorher war alles anders. Schlimmer vor allem. Es kam allerdings auch schlimm – im fürchterlichen Jahr 2003. Aus heiterem Himmel erhielt sie eine Krebsdiagnose und musste ins Krankenhaus. „Und das, wo doch mein Mann selbst so krank war damals.“ Darum beeilte sich Frau Janda, nach der lebensrettenden Operation bald wieder Zuhause zu sein, um ihn zu pflegen.

Zwei Monate später starb ihr Mann. „Damals habe ich mich ganz aufgege-

ben“, erzählt sie. Aber ihre Tochter duldet das nicht. „Nur die Harten kommen durch, ermahnte sie mich immer wieder.“ Man muss sich dazu folgende Szene vorstellen. Frau Janda bekam nach der Operation eineinhalb Jahre Injektionen. Die Dosis war offensichtlich zu stark, sie verlor oft das Bewusstsein deswegen. Einmal lag sie bewusstlos am Friedhof, beim Grab ihres Mannes. „Lasst mich hier liegen“, weinte Frau Janda, „ich gehöre ohnehin hierher.“ Aber ihre Tochter schubste

sie zurück ins Leben. Nur kein Selbstmitleid!

Seither hat sich vieles geändert. „Ins Hospiz komme ich, um zu jammern, weil meine Tochter das nicht hören kann.“ Aber heute kann sie jammern und lächeln zugleich. Das ist vielleicht ihr Lebensprinzip. In der Angst vor dem Schlimmsten die Kraft zum Leben zu finden. „Ich bin wie ein Unkraut, das nicht vergeht“, sagt sie mit ihren 80 kraftvollen Lebensjahren.



„Ich würde vor allem wollen, dass meine Kinder wissen, dass ich sie liebe.“

Barbara Wörz hat einen abwechslungsreichen Lebenslauf hinter sich, so bunt und impulsiv wie sie selbst. Die Hospiz-Sozialarbeiterin ist begeisterte Hobbysängerin, Ehefrau und Mutter von zwei Kindern. Das sind auch schon die wichtigsten Eckpunkte in ihrem Leben: Wenn sie einen guten Tag hat, einen Tag, an dem sie aus vollem Herzen „Hurra!“ sagen kann, dann fühlt sie vor allem unendliche Dankbarkeit. Für alles, was ihr geschenkt wurde. An

schlechten Tagen ist das anders. Dann fragt sie sich manchmal: „Was soll der ganze Scheiß?“ Gemeint ist das Leben, das an schlechten Tagen nur wenig Sinn für sie macht. Dann reichen die Etiketten, die wir so gerne auf dieses und jenes kleben, um alle Dinge und Probleme in schwarze und weiße Schubladen zu schieben, einfach nicht aus. Das Leben ist größer und unerklärlicher, als wir es wahrhaben wollen, findet sie.

Barbara Wörz leistet Sozialarbeit im Hospiz und begleitet dabei auch Menschen mit „lebensverkürzender“ Diagnose. „Schlechter-Tag-Gedanken und -Gefühle“ sind dabei nicht hilfreich. Diese gehören zu anderen Zeiten wahrgenommen, benannt und geordnet, um im Alltag angemessen agieren zu können. Im Beruf wie auch mit ihren Kindern, jenen zwei Schätzen, die sie so liebt. Insbesondere in Momenten, wo diese „ganz im Jetzt sind“.

Diese Verbundenheit, diese Geerdetheit gibt ihr Kraft. „Das Herz öffnen“ ist ein wichtiger Satz für Barbara Wörz. Auch auf die Gefahr hin, dass das, was dann kommt, einen von den Beinen reißt. Gerade im Umgang mit sterbenden Menschen kommen solche Gefühle immer wieder. Was hilft dann noch? Die drei wichtigen Dinge eben: die Familie, die Gefühle, die Musik.



„Ich würde noch eine Runde im Garten gehen und schauen, ob die Schneeglöckerl schon rauskommen.“

Die gelernte Diplomkrankenschwester Agnes Glaser zählt zu den PionierInnen in der Hospizarbeit. Die Beschäftigung mit dem Tod kam schon früh, mit dem plötzlichen Tod des Großvaters und dessen Begräbnis. Für sie als 12-Jährige ein „unfassbares“ Erlebnis, vor allem weil niemand mit ihr darüber sprach. In ihrer früheren Tätigkeit als Krankenschwester erlebte sie, wie eine Patientin in einem voll belegten Krankensaal mit dem Gesicht zur Wand einsam verstarb. Damals

sagte sie sich, „dass es so etwas nicht geben darf“.

Anfang 1990 holte sie sich in Deutschland, Belgien und vor allem England, wo das Konzept der palliativen Pflege früher als bei uns anerkannt war, ihr erstes Knowhow. Zurück in Österreich half sie beim Aufbau des ersten stationären Hospizes im Krankenhaus zum Göttlichen Heiland mit. Schließlich begann sie 1997 im Caritas Hospiz.

„Das Verrückte am Sterben ist, dass wir alle wissen, dass uns das früher oder später auch passiert. Aber wir schauen weg, verdrängen es. Und dann kommt es zu diesem *Plötzlich*, diesem *Unerwartet*“, erzählt Agnes Glaser.

„Man kann unendlich viel von sterbenden Menschen für sein eigenes Leben lernen. So haben sich auch meine Wertigkeiten verändert, seit ich in diesem Bereich arbeite. Nichts aufschieben, versuchen

das zu tun, was einen erfüllt und nicht in Unfrieden auseinander gehen. Es waren so viele beeindruckende Menschen, die ihre Spuren bei mir hinterlassen haben“, sagt sie. Wenn es eine „Lehre“ aus der Begleitung sterbenskranker Menschen gibt, dann die Wertschätzung der Zeit, die einem noch verbleibt. „Wer sich dafür öffnet, der kann auch die einfachen Dinge des Lebens besser genießen, ihnen mehr Wert verleihen“, erzählt Agnes Glaser.



„Ich möchte einmal noch die Paradeiser in unserem Garten kosten.“

Josef Kürzl war Servicemonteur für Wasser- und Heizungspumpen. Die Familie zu ernähren war stets selbstverständlich für ihn. Er stammt aus einer siebenköpfigen Familie, seine Jugend erlebte er in der Nachkriegszeit. „Man hat gearbeitet wie ein Hund“, erzählt er. Zwei Söhne hat er, auf die er und seine Frau sichtlich stolz sind. Ebenso auf ihre Schwiegertöchter, auch wenn es mit Enkelkindern nicht geklappt hat. Aber man kann nicht alles haben im Leben. „Ich darf

mich über niemanden beschweren“, sagt Herr Kürzl.

Es gab nicht nur die Arbeit in seinem Leben. Was er als Jugendlicher und später gemeinsam mit seiner Frau am liebsten getan hat, war mit dem Motorrad zu fahren. Die erste Maschine war noch ein „Spuckerl“, eine kleine Zündapp, aber danach war eine 500er NSU sein ganzer Stolz. Mit der ist er durch ganz Österreich gebräust, am liebsten ins Salzkammergut. Eines Tages hatte er allerdings in

der Nähe von Krumpendorf einen dramatischen Unfall. Danach war für seine Frau „der Spaß“ vorbei. Jetzt sind beide am liebsten in ihrem Schrebergarten, wo sie Gemüse anbauen, Petersilie, grünen Salat, Melanzani und Paradeiser.

Vor einem Jahr kam die Diagnose, die ein „tiefes Loch“ in das Leben der Kürzls gerissen hat. Er hat eine seltene Form der Leukämie, die nicht durch Bluttransfusionen geheilt werden kann. Dieser Über-

lebenskampf nimmt seither viel Kraft und Raum ein, aber wenn Herr Kürzl über sein Leben spricht, kommt schnell die Erinnerung daran zurück, wie schön es war, gemeinsam mit seiner wunderbaren Frau so viel zu erleben. Während Herr Kürzl erzählt, dass er noch eine Ernte in seinem Garten erleben will, verrät sie, wie sie mithilft, damit sich der letzte Wunsch ihres Mannes noch ausgeht: „Ich erzähle den Paradeisern einen Witz, dann werden's schneller rot.“



„Ich möchte meine letzten Stunden im Kreis vertrauter Menschen verbringen, möglichst an einem sonnigen Tag.“

Für Robert Menasse ist der Tod ein unausweichliches Thema, das aber in unserer Gesellschaft stets verdrängt wird. „Je gesünder, je cleaner die Gesellschaft wird, umso größer wird die Angst vor dem Sterben“, so der Schriftsteller. Er erzählt von seinen eigenen Erfahrungen im Fitnessclub, wo viele ältere Menschen verzweifelt versuchen, gegen die schwindende Jugend anzukämpfen. Das habe ihn schließlich so deprimiert, dass er den Besuch des Fitnessclubs

aufgegeben habe. Denn durch das ständige Denken daran, wie man gesünder und fitter leben könne, sei die Angst vor dem Tod umso präsenter.

„Ich habe eigentlich nur Angst vor den Schmerzen. Und davor, unwürdig zu sterben“, erzählt Robert Menasse weiter. Damit meint er die Zerstörung der menschlichen Hülle, das Siechtum. Denn: „Man möchte nicht als ein anderer abtreten als der, der man ist.“ Er habe vor

Kurzem alte Familienfotos betrachtet, auf denen deutlich zu sehen war: „Das war ich und der bin ich nicht mehr.“ Kurze Nachdenkpause, dann sagt der Schriftsteller: „Jetzt, wo wir darüber reden, fällt mir ein, dass ich eine Verfügung erlassen muss, dass ich nicht an irgendwelche Apparate gehängt werde.“

Allerdings habe Menasse vor dem Totsein selbst keine Angst. „Ich finde den Gedanken von Schopenhauer beruhigend, dass

man ewig nicht war und nach dem Leben erneut ewig nicht sein wird.“ Wir existieren also ohnehin nur für eine kurze Zeit. Das heißt aber nicht, dass dadurch alles bedeutungslos wird. Gerade der Tod füllt alles mit Bedeutung.

„Man will ja nicht so leben, dass man nachträglich viel revidieren muss“, so Menasse abschließend.



„Ich würde meinen Kindern und meinem Mann noch einen Brief schreiben wollen, es festhalten wollen.“

Sandra Hornek ist diplomierte Kinderkrankenschwester und hat lange Zeit im Krankenhaus gearbeitet. Zur Zeit ihrer Ausbildung gab es noch den Kreißsaal des alten AKH, wo ein ständiges Kommen und Gehen von Ärzten und Krankenschwester herrschte. Mitten in dieser Hektik hatte eine Patientin eine Fehlgeburt, die danach von einer Schwester in einem Nebenzimmer im Kühlschrank verstaut wurde. Eine Beobachtung, die nachwirkte. Auch wenn ihre eigene Arbeit zunächst

ebenso von Routine dominiert war. „Wenn kein Platz war, haben wir die Verstorbenen einfach ins Bad geschoben.“

Das änderte sich mit dem Tod ihres Vaters, der relativ jung verstorben ist, aber auch durch die Mitarbeit an einem Forschungsprojekt mit dem Titel „Erkennen und Anerkennen des Sterbens“. Dabei ging es um eine heikle Einschätzungsfrage: Wann ist es besser, die Hoffnung auf ein Wunder aufzugeben und sich auf das Unvermeid-

liche vorzubereiten? Wie wichtig dieses „dem Tod entgegentreten“ ist, haben ihr viele gute Begleitungen als Pflegeschwester im Hospizteam gezeigt.

Sie erzählt von einem Fall, der sprachlos macht. Eine junge Frau erblindet durch einen seltenen Tumor. Sie wird dennoch Sportlerin und erringt viele Medaillen. Doch dann wird ein Tumor diagnostiziert, der ihr die so geliebte Beweglichkeit raubt und ihr Ende bedeutet. Wer da nicht auf finstere Gedanken kommt

... Aber auch dieser blinden Patientin sei es gelungen, mit ihrem Leben Frieden zu schließen, was Sandra Hornek sehr beeindruckte.

Durch diese Erfahrungen beschenkt, sieht sie ihre Sterblichkeit entspannter. Wirklich Sorgen macht ihr nur, „wenn mit meinen Kindern etwas wäre“. Sie selbst will nicht „einfach wegkippen“, sondern ihren Tod bewusst „erleben“ – und dabei durchaus auch „ein bisschen leiden“.



„Ich habe mein Leben immer so gelebt, dass ich auch zufrieden wäre, wenn es morgen vorbei wäre.“

So richtig ernsthaft über den Tod nachgedacht habe er noch nicht, erklärt der Schokoladefabrikant Josef Zotter, obwohl das „bewusste Leben“ sein großes Lebensthema ist. „Schwimmt bitte nicht immer so an der Oberfläche“ ist ein Satz, den er oft zu Freunden und Bekannten sagt.

Auch sein „essbarer Tiergarten“ steht im Zeichen einer Bewusstmachung. Dort geht es darum, dem Tier, das man essen wird,

ins Auge zu schauen. Aber der Tod des Tiers und unser eigener Tod, das sind zwei Paar Schuhe. Josef Zotter erzählt von der Beziehung zu seinem Vater, die sich durch dessen Tod in gewisser Weise erst „vertieft“ hatte. „Heute rede ich eigentlich mehr als früher mit meinem Vater“, sagt Josef Zotter. Er habe sogar den Eindruck, der verstorbene Vater gäbe ihm immer noch Tipps.

Ein Freund von ihm wiederum ist vor drei Jahren gestorben. „Wir haben in unserem Garten einen Baum mit seinem Namen gepflanzt“, erzählt Josef Zotter. Auch das ist eine Bewusstmachung, eine sehr schöne sogar. So gesehen, setzt er sich doch sehr intensiv mit dem Tod auseinander.

Kurze Nachdenkpause, dann ein anderer Gedanke – über die alltägliche Verdrängung. „Ich tue ständig Dinge, als ob das

Leben nie zu Ende ginge.“ Denn wenn man sich den Tod andauernd vor Augen hielte, so Josef Zotter, dann würde man vieles nicht tun. „Dann würde ich zu mir sagen: Was tue ich denn da? Aufhören!“

Und wenn der Tod jetzt auf der Stelle käme? „Dann würde ich sagen: Ich habe so viele Dinge erlebt, mein Leben war echt klass. Hol’ mich ruhig ab.“



„Ich möchte noch meine Lieblingssachen verschenken, damit sie die Leute kriegen, die sie haben wollen.“

Manuela Ensfellner ist Marzipankünstlerin. In ihrem „Marzipan-Atelier“ bäckt sie kunstvolle Torten, die wie Schreibmaschinen oder Leuchttürme aussehen – zu schön eigentlich, um sie einfach nur zu essen. Vor einem Jahr starb ihre Adoptivmutter im Alter von 77 Jahren. „Wir hatten ein besonderes Verhältnis zueinander, nicht die übliche Mutter-Tochter-Beziehung.“

Nachdem die Ärzte einen Gehirntumor diagnostiziert hatten, stellte sich heraus,

dass dieser von einem Lungenkrebs stammte, der sich im ganzen Körper ausgebreitet hatte. Es gab kein Wenn und Aber mehr, nur noch die Möglichkeit einer Verlängerung unter Schmerzen. Daran klammerte sich die Mutter zunächst, aber der Preis dafür war hoch. Schließlich rief ihr Cousin an und sagte, die Mutter könne jeden Moment sterben. „Ich bin auf die Baumgartner Höhe gerast, mitten in der Vorweihnachtszeit, um ihr beizustehen. Sie sagte zu mir:

„Holst du mich zum Sterben heim?“ Aber ich habe nicht geantwortet.“ Darin folgte sie ihrer Mutter, die ihr einst sagte, dass man einem sterbenden Menschen nicht sagen dürfe, wie es um ihn steht.

Zu Hause ging es die ersten Tage besser. „Sie war sogar zu Witzen aufgelegt.“ Dann aber war es offensichtlich, dass es dem Ende zuzuging. Die Tochter erzählt von diesen letzten Stunden, in denen eine unglaubliche Ruhe und Liebe im Zimmer

ihrer Mutter herrschte. Von der Verbundenheit, die sie in diesen letzten Momenten fühlte, und von den letzten Worten, die sie auf den Lippen hatte. Trotz all der Trauer beschreibt sie den Abschied, den sie von ihrer Mutter nehmen konnte, als „perfekt“. Und fügt hinzu: „Ich spüre heute viel mehr Dankbarkeit für das Leben. Wenn ich etwa eine Torte in den Kühlschrank schiebe und die Vögel draußen zwitschern höre, dann versuche ich, diesen Moment zu genießen.“



„Ich möchte wie so eine alte Hexe mit einem langen Stock herumfuchteln und mit lauter knorriger Stimme ungeniert allen widersprechen.“

Krankheiten und Schicksalsschläge haben Frau Degeneve ein Leben lang begleitet. Früh verlor sie ihr rechtes Auge, auch chronische Schmerzen sind ständige Wegbegleiter. Der Nachname stammt von einer Ehe mit einem aus der Schweiz stammenden Hugenotten. Über diese Ehe will sie nicht viel erzählen, außer, dass aus dieser Ehe zwei Kinder hervorgegangen sind, die sie sehr liebt.

Isabelle Degeneve war in ihrem Leben Bilanzbuch-

halterin, Heilmasseurin und schließlich Stationssekretärin im Wiener AKH. Darauf ist sie besonders stolz, denn sie wollte immer im medizinischen Bereich tätig sein. „Die Verwaltung der Krankenakten, das hat mir ganz entsprochen, ich habe in den Anamnesen und Dekursen regelrecht gewühlt“, schwärmt sie. Vielleicht hat sie aufgrund dieser Vertrautheit mit Krankengeschichten ihre eigene Diagnose, Lungenkrebs, anfangs nicht ernst nehmen können. „Ich habe

das behandelt wie einen Schnupfen und dachte, das schaffe ich selbst.“

Es kam allerdings anders, nicht zuletzt aufgrund der schmerzhaften Folgeerscheinungen. Oft leidet sie an Krämpfen, vor allem in Kopf und Oberkörper, was ihr Leben enorm mühsam macht. Aber dass es „rasch hoch“, dann wieder „rasch tief“ geht, das ist eine Erfahrung, die Frau Degeneve oft gemacht hat. Als wäre sie immer ein wenig gefangen in

diesen Höhen und Tiefen, zwischen Kämpfen und Aufgeben, in der Unruhe des Lebens. Weswegen sie auch dem Buddhismus viel abgewinnen kann. Zu einer inneren Ruhe finden, sich nicht ans Leben klammern. Am meisten aber hilft ihr die Gemeinschaft. Gerade im Tageshospiz. „Ich nehme viel von anderen Menschen wahr, vor allem das Positive“, erzählt sie.



„Ich möchte meine Turmuhr schon noch fertigstellen.“

Wer das Haus von Steinmetz Norbert Ibeschitz betritt, spürt sofort, dass hier ein Mensch das Leben in vollen Zügen genießt. Die Räume sind mit kunstvollen Steinarbeiten verziert, eine Wanduhrensammlung steht im großen Kaminzimmer und im ersten Stock wird an einer Turmuhr gearbeitet. „Ich nehme mir immer, was ich brauche“, sagt Ibeschitz. Hetzen lässt er sich dabei nicht. „Wann immer es hektisch wird, schnaufe ich kurz durch und schalte einen Gang runter.“

Diese Einstellung hatte er schon früh, doch das große Lebensglück stellte sich erst vor 15 Jahren ein. Damals, nach der Scheidung von seiner ersten Ehefrau, traf er die Brigitte. Die aus Innsbruck stammende Kellnerin war die Frau seines Lebens. Und umgekehrt genauso. „Ich habe einmal gesagt: ‚Fahren wir doch in Urlaub, nach Griechenland.‘ Und sie meinte: ‚Was soll ich dort? Ich hab hier alles, was ich brauch‘. Ich muss mich nur auf die Veranda setzen.“

Im März 2011 erfuhr Brigitte, dass sie Krebs hat. Im April begann die erste Chemotherapie. Zuvor fragte Norbert einen Pulmologen, dessen Haus er einst in Marmor gekleidet hatte, um dessen Fachmeinung. Der Arzt nahm sich kein Blatt vor den Mund: „Diese Art von Krebs wird ihre Gattin erwürgen.“ Für Norbert folgten die schlimmsten Monate seines Lebens. Minutiös erzählt er vom Hin und Her dieser Tage, von den Hoffnungen und Befunden und Zweitmeinungen. Es half alles nichts.

Am 20. August starb seine geliebte Brigitte. Doch auch wenn es ihm immer noch Tränen in die Augen treibt, besonders bei unvermutet wachgerufenen Erinnerungen, hat Norbert mittlerweile einen positiven Umgang damit gefunden. „Wenn der Schmerz kommt, lasse ich es einfach zu. Und nach ein paar Minuten ist es vorbei.“ So lässt er auch jetzt die Traurigkeit vorüberziehen und sagt dann bestimmt: „Der Tod ist das Tor ins Leben.“



„Ich würde gerne noch ein Lebensfest feiern.“

Die gelernte Krankenschwester Karin Böck hat ihren Fachberuf zunächst nicht ausgeübt, sondern war mit ihrer Mutterschaft vollauf beschäftigt. Aber es drängte sie immer wieder zurück ins Berufsleben – und in die Kreativität. Sie arbeitete stundenweise in der Hauskrankenpflege und lernte mit 30 Jahren Klarinette, um gemeinsam mit dem Mann und den Kindern zu musizieren. Heute ist sie die Einzige in ihrer Familie, die immer noch musiziert.

Mit 39 Jahren erlitt sie einen Schlaganfall, der sich zu einem Locked-in-Syndrom auswuchs. Einige Stunden lang war sie komplett in ihrem Körper eingeschlossen, unfähig sich zu bewegen – und dennoch hellwach. Der mutige Eingriff eines Arztes rettete sie vor einem langjährigen Koma. Karin Böck machte danach trotzdem weiter wie bisher, energetisch und umtriebig, aber ohne aufzuschauen. Erst ein Meniskusvorfall ein Jahr später fesselte sie regelrecht ans Bett und zwang sie zum

Nachdenken. „Was will das Leben von mir?“, dachte sie damals. Die Antwort darauf lag in der Beschäftigung mit Sterbenden oder vom Tod ihrer Angehörigen betroffenen Menschen, ein Thema, das sie Zeit ihres Lebens beschäftigt hatte. „Die Angst vor dem Sterben ist bei mir einfach nur ein wenig bewusster da“, erklärt sie.

Diese Selbstbestimmung im Leben ist ein großes Thema, das auch aus den Erfahrungen ihrer Arbeit resultiert. Was sie von den

Menschen, die sie begleitet hat, mitnimmt, ist, wie man im Hier und Jetzt leben kann. „Früher habe ich Dinge, die mir wichtig waren, oft zurückgestellt. Heute mache ich diese Dinge einfach – und sei es ein Ausflug mit dem Motorrad.“ Darum auch feiert sie seit ihrem Schlaganfall keine Geburtstage mehr, sondern Lebensfeste. Um das zu feiern, was durch den Tod erst erlebenswert wird: das Leben.



„Ich will jedenfalls nicht in den letzten Minuten noch jemand anrufen müssen, um einen Streit zu schlichten.“

Der Burgschauspieler Cornelius Obonya hat den Tod schon früh kennengelernt. Erst sind die Großeltern, dann der Vater und der Onkel gestorben. Besonders der Tod des Vaters, Obonya war gerade neun Jahre alt, war ein Einschnitt. „Da ist der Tod weidlich mit der Sense hineingefahren“, sagt er. Als junger Bursche fällt er eine bemerkenswerte Entscheidung. Er wollte den aufgebahrten Vater nicht noch einmal sehen. Kein Abschied von dem Toten, sondern eine Erinnerung an das Leben-

dige. Das hat er nie bereut, aber seinen Vater vermisste er trotzdem ein ganzes Leben lang. „Da war niemand, um mir zu zeigen, was Männlichkeit bedeutet“, erzählt er.

Abgesehen davon hat er keine „panische Angst“ vor dem Tod, das würde „zu viel Lebenszeit kosten“. Ohnehin gehe es uns in unseren Breiten so gut, sei das Leben so gefahrlos und bequem hierzulande, dass es nahezu unanständig sei, ständig Angst vor dem Tod zu haben. Außerdem würde

man sich wohl ständig damit hetzen, was alles noch getan und erledigt werden müsse. Andererseits: dass er das Leben und nicht den Tod als Triebfeder seines Lebens sehe, habe vermutlich mit seinem Beruf zu tun. „Ich ernte täglich auf der Bühne die Belohnung, den Applaus für mein Tun, von daher hoffe ich nicht auf eine Art Belohnung im Jenseits.“ Aber: „Dieses Glück hat nicht jeder.“

Dennoch sei er kein ungläubiger Mensch. „Ich habe eine klare

Vorstellung davon, wo mein Vater ist.“ Ob er jedoch seinen Vater einst wiedersehen werde oder ob er sich umgekehrt von seiner geliebten Familie für immer verabschieden müsse, dazu will er sich nicht festlegen: „Lassen wir es doch einfach offen“, sagt er. Und damit ist nicht bloß gemeint, was er der Öffentlichkeit erzählen will, sondern generell – man sollte manches im Leben einfach offen lassen.



„Ich würde gar nichts Konkretes machen.“

Eva Lier ist noch nie interviewt worden. Die 25-jährige Büroangestellte im Hospiz Korneuburg kam über eine Anstellung als Ferialpraktikantin zu ihrem Job. Direkten Kontakt mit Patienten oder Angehörigen hat sie nicht, darf sie auch gar nicht haben. Dafür müsste sie erst einen Kurs absolvieren.

Dennoch hat die Arbeit hier vieles für sie verändert. „Früher habe ich nur dahinvegetiert, nicht richtig gelebt“, erzählt sie. Das

Leben am Land und in ihrem Elternhaus, das sie als viel zu eng und auch engstirnig erlebte, wuchs ihr über den Kopf. Dabei wusste sie lange Zeit gar nicht, dass sie erkrankt war und unter Depressionen und Angstzuständen litt. Erst allmählich wurde klar, dass etwas nicht stimmte, auch deswegen, weil sie nachts schlecht schlief und ständig ungewollt mit den Zähnen knirschte. Schließlich unterzog sie sich einer mehrstündigen Kieferoperation.

Angst blieb lange Zeit ein bestimmendes Thema, ist es auch heute noch. „Die Beschäftigung mit den Geschichten der Patienten, die Einsicht in die Vergänglichkeit des Lebens hat mir gezeigt, dass es nichts bringt, die Dinge immer vor sich herzuschieben“, erzählt sie. Eine Werthaltung, die sie nur allzu gut kennt, nicht nur am Land, aber eben auch da. Etwa, dass man sich stets zusammenreißen, sein Leben stets im Griff haben müsse.

Irgendwann später, wenn man alt genug sei oder Geld genug verdient oder sich ein Haus gebaut habe, dann könne man sich zurücklehnen und genießen. Aber bis dorthin heißt es: „Zähne zusammenbeißen.“ Genau das hat Eva Lier ihre ganze Jugend über gemacht. Erst jetzt fühlt sie sich entspannter und bereit, auf das Leben zuzugehen.



„Im Winter Schifahren, das tät‘ ich schon noch gerne tun.“

Josef Mantler ist Landwirt. Den Hof übernahm er von den Eltern, früher noch mit mehr Land und vielen Stall- und Haustieren. Ein kleiner landwirtschaftlicher Betrieb bedeutet, dass man immer nach dem Rechten schauen, immer arbeiten muss. Chronische Kreuzschmerzen, „vom Erdäpfel klaben auf dem Feld“, sind praktisch Berufsrisiko. Seine Frau Hilde lernte er 1977 in einem anderen Dorf kennen, als er einen Freund dort besuchte.

Kinder waren dem Ehepaar Mantler nicht vergönnt. Umso willkommener sind die zwei Kinder seiner Schwester, die gerne zu Besuch kommen, was ein besonderer Anblick ist. Denn die „studierte“ Schwester arbeitete für die UNO und heiratete einen nigerianischen Arbeitskollegen. Josef Mantler bringt das Foto, das ihn mit den dunkelhäutigen Kindern am Traktor zeigt. Lachend und liebevoll. Der lakonische Humor, mit dem er dieses Bild kommentiert, ist be-

merkenswert. Er zuckt mit den Achseln und sagt: „Es bleibt einem nichts über, als eine gute Seele zu sein.“

Das Schicksal meinte es trotzdem nicht gut mit Josef Mantler. Vor fünf Jahren stürzte er unglücklich. Eine 18 Zentimeter lange Kopfwunde und künstlicher Tiefschlaf waren die Folge. Die Ärzte sahen anfangs schwarz, doch der Landwirt wurde wieder gesund. Wenige Jahre später kam der nächste Tiefschlag. Auf Schmerzen im Brustkorb

folgte ein Schatten auf der Lunge. Danach Chemotherapie und Bestrahlungen und viele Befunde, aus deren Fachlatein man das schlimmste Szenario überhaupt herauslesen kann. Josef Mantler: „Ich habe den Sturz überlebt, die Metastasen packe ich auch noch. In einem Jahr redet keiner mehr davon.“ Das sagt er mit heiserer, von der Krankheit gezeichneten Stimme. Man wünscht sich, dass er Recht damit hat.



„Ich habe eigentlich nichts, wo ich mir denke, das muss noch erledigt werden.“

Die bekannte Fernsehjournalistin Barbara Coudenhove-Kalergi sagt gleich vorweg: „Nur keine falsche Sentimentalität, bitte.“ Denn jeder Mensch müsse sterben, das sei ganz normal. Und wer sich in ihrem Alter noch keine Gedanken über das Sterben gemacht habe, sei „bescheuert“. Sie selbst habe den Tod ihrer Eltern und ihres Mannes erlebt, „das waren Stationen, die man halt mitmachen muss“. Ihre Mutter etwa war ebenso eine unsentimentale Person. „Sie hatte Krebs

und nahm das wie eine alte Indianerin. Eines Tages sagte sie: ‚Jetzt ist Schluss!‘ Dann hat sie sich hingelegt und ist innerhalb einer Woche gestorben.“ Und als Nachsatz: „So etwas hätte ich auch gerne.“

Die Möglichkeit eines Freitodes, also der Selbstbestimmung des eigenen Todeszeitpunktes, ist für sie ein Menschenrecht, das weder der Papst noch die Polizei verbieten dürfe. Keinesfalls ist sie dafür, das Leben hinauszuzögern und

spricht von „gut meinenden Ärzten“, die es als „Sieg“ erleben, dem Tod noch einen Tag „abgeluchst“ zu haben. Ein schneller Tod, ohne Siechtum und „großes Getue“, das sei ihr am liebsten. Sie weiß nicht einmal, ob sie ihre letzten Stunden mit geliebten Menschen verbringen möchte, ob sie diesen damit nicht zu viel abverlangen würde.

Barbara Coudenhove-Kalergi findet auch, dass ältere oder kranke Menschen mit dem Thema viel

entspannter umgehen als die Öffentlichkeit: „Ich weiß nicht, ob ich danach in den Himmel komme oder ob es einfach aus ist. Aber wenn es so wäre, ist es mir auch recht, weil ich ein erfülltes Leben hatte. Und das ist etwas, was ich jedem Menschen wünsche.“



„Ich würde gerne noch mit dem Fahrrad fahren ... durch die Natur.“

Elisabeth Kubele bezeichnet sich selbst als „Realistin“. Sie glaubt nicht an hochtrabende Erklärungen oder esoterische Tröstungen. Das positive Denken zum Beispiel, das ist schön und gut, aber was hilft es, wenn man eine organische Erkrankung hat? „Wenn das positive Denken alleine helfen würde, dann wären alle kranken Menschen noch am Leben, oder?“, sagt sie. Trotzdem würde Frau Kubele nie jemandem vorschreiben, was er denken und vor allem, woran er sich

klammern soll. Wer Trost in der Religion findet – umso besser! Ihre persönliche Überzeugung ist, dass man nichts geschenkt kriegt im Leben.

Von ihrem Mann hat sich die langjährige Schuhverkäuferin nach 26 Jahren Ehe scheiden lassen. „Er war immer schon mehr ein Single mit Familienanschluss – weniger ein Familienvater“, erzählt Frau Kubele. Das Licht ihres Lebens ist ihr Sohn, ein „Genetiker“, wie sie stolz

erzählt. Ihm dieses Studium zu ermöglichen, war ihr stets wichtig gewesen. Als Wissenschaftler sieht der Sohn die Dinge übrigens ähnlich „unverklärt“ wie die Mutter. Er war stets eine große Stütze, besonders nachdem vor neun Jahren die Diagnose „Lungenkrebs“ kam. Seither muss Frau Kubele mit nur einem Lungenflügel durch das Leben gehen. An manchen Tagen fällt ihr das Atmen leicht, an einem anderen Tag ist das Leben ein Fluch. Dazu erzählt sie:

„Die Leute fragen mich, wie ich damit fertig werde. Aber ich werde nicht fertig damit, wir alle werden nicht fertig damit. Aber welche Wahl bleibt uns?“ Dass Elisabeth Kubele trotzdem vor Lebensenergie strotzt und ihre Leidensgenossinnen im Caritas Tageshospiz oft zum Lachen bringt, ist eigentlich kaum erklärbar. Es ist jedenfalls kein Traum von einem besseren Jenseits, der sie antreibt. Oder in ihren Worten ausgedrückt: „Solange es geht, geht es ...“



„Ich würde nichts Besonderes tun, denn ich tu‘ eh immer etwas Besonderes.“

Voller Elan schneit Ingeborg Mayer bei der Tür herein – und diese Tatkraft drückt sich auch in ihrer Lebensgeschichte aus. Ihr Vater, ein Sudetendeutscher, wurde in einem Konzentrationslager ermordet. Sie selbst wurde mit Verwandten aus der Heimat vertrieben, kam mit einem Gütertransport („letzter Waggon in den Westen“) in ein Auffanglager in die Nähe von München. Ihre Mutter kam ein Jahr später nach Wien, wo sie mit Hilfe des Roten Kreuzes ein Jahr nach der Tochter suchte.

Erst mit neun Jahren kam Ingeborg Mayer zur Mutter nach Wien.

So wechselhaft ging es zunächst weiter. Mit den ersten beiden Ehemännern klappte es nicht, aber der dritte Ehemann war der Richtige. 38 Jahre währte ihr gemeinsames Glück. Der Mann arbeitete als Grafiker, war „sehr tüchtig“, wie sie sagt. Sie selbst arbeitete in verschiedenen Berufen, machte sich zwischendurch sogar als Inhaberin einer Parfümerie in Wien-Neubau selbstständig.

2007 wird bei ihrem Mann ein Lebertumor diagnostiziert und „damit begann der Jammer“. Drei Jahre sollten die Versuche dauern, sein Leben zu retten. Wortkarg ertrug Herr Mayer das allmähliche Versickern aller Hoffnung. „Er war sehr tapfer, hat vieles bei sich gelassen.“ Am Ende wog der einst stattliche Mann nur noch 39 Kilogramm. Diesen körperlichen Verfall mitzuerleben, hat tiefe Spuren hinterlassen. „Es ist alles Bestimmung“, sagt sie. Und: „Wir sind nur Marionetten.“ Schließlich

kommt die Trauer hoch, Tränen fließen. Mehrmals erwähnt sie, dass sie das damals nicht wahrhaben wollte. Und wie hilflos sie sich fühlte, weil man das Leid nur erdulden könne. Aber auch wie wichtig es war, dass jemand da war, mit dem man reden konnte. Schließlich meldet sich ihre Tatkraft, ihr Elan zurück. Sie wischt die Tränen weg, sagt: „Es nutzt nichts, man muss weitermachen. Das Leben annehmen, positiv denken. Nur so kann man zufrieden in die Zukunft blicken.“



„Ich möchte den Menschen, die mir wichtig sind, gesagt haben, dass ich sie viel mehr geliebt habe, als ich ihnen zeigen konnte.“

„Der Tod macht mir Angst und zugleich zieht er mich an“, sagt Barbara Stöckl. Es war stets Teil ihres beruflichen Interesses, sich mit dem Tod anderer Menschen zu beschäftigen. Sie erzählt vom blinden Bergsteiger Andi Holzer, von dem sie gelernt habe, das Unbewältigbare zu bewältigen, und von einem krebserkrankten Kind, das sie gefragt habe, wie denn das gehe, das Sterben. Da sei man natürlich ratlos, sagt sie, und eine Pause entsteht. Man ist beinahe

betroffen, aber nicht ganz. Vielleicht weil Barbara Stöckl eben doch ein Medienprofi ist. Sie ist es gewohnt zu sagen, was erwartet wird, was Zustimmung erregt. Sie erzählt von Büchern, die sie gelesen hat, von Menschen, die sie interviewt hat, kennt ein Dutzend Ansichten zum Thema. Und auf die Frage, was sie sich für ihre eigenen letzten Stunden wünschen würde, sagte sie schließlich: „Ich wünsche mir, was alle wünschen.“

Man muss genau hinhören, um ein Stück von der echten Barbara Stöckl zu erhaschen. „Wenn es soweit ist, mache ich mir ziemlich sicher in die Hose“, sagt sie etwa. Das glaubt man ihr aufs Wort. Und dann sagt sie: „Ich bin ein Mensch, der gerne alles in seinem Leben geregelt hat.“ Und erzählt von der Diskussion in ihrer Familie rund um den Grabstein, den sie sich wünscht, samt gutem Ausblick vom Dornbacher Friedhof. Und dass für sie das Thema „Grab“

sehr wichtig ist, weil es das letzte ist, was von einem Menschen bleibt. Sein Angedenken. Denn „tot ist nur, wer vergessen wird.“ Zugleich aber möchte sie nicht, dass ein Grabstein über ihrem Leichnam liegt. Nein, diese Vorstellung belastet sie jetzt schon. Sehr spannend! Und dann sagt Barbara Stöckl, dass eine große Lehre aus der Sterblichkeit sei, sich stärker den Freundschaften und Beziehungen zu widmen. Wieder kann man ihr nur zustimmen.



„Ich bräuchte zwei kräftige Männer, um all das Papier, das sich im Laufe der Jahre angesammelt hat, zu entsorgen.“

Klaus Schweiggel ist als Jesuitenpater mindestens zweifach für die Tätigkeit im Hospiz prädestiniert. Zum einen zählt die „Betreuung von Sterbenden und Trauernden“ zur jesuitischen Tradition, im 16. Jahrhundert nicht zuletzt auch aus dem Grund, dass Kinder und Witwen nicht unversorgt zurückbleiben sollten. Zum anderen ist Pater Schweiggel schon seit den 1990er-Jahren in der Seelsorge tätig. Er ist sozusagen ein alter Hase. Für ihn ist die Einladung „bewusst zu leben“ bzw. „Leben in Fülle“ eine

zentrale Botschaft des Christentums. Und sie gilt bis zur letzten Stunde. Er bringt, als Kindheitserinnerung, das Beispiel von einer Schokolade, die man schon fast aufgeessen hat. „Aber die letzten Stücke esse ich umso andächtiger“.

Was er als Hospizseelsorger den Menschen „anbietet“ ist Begleitung auf ihrem Weg des Sterbens und der Trauer, eine Art „Geländer“. Das kann die Feier der Versöhnung sein, die Vergebung der Schuld, die Gott anbietet oder die Spendung eines anderen Sakramen-

tes. Oder verschiedene Formen des Gesprächs. „Oft hilft es schon, eine Frage zu formulieren. Man erwartet vielleicht gar keine Antwort.“ Wichtig ist, dass man Dinge aussprechen darf und dass jemand da ist, der zuhört. Viele Menschen sprechen in ihren letzten Stunden über Dinge, die sie nie jemandem anvertraut haben.

Es ist übrigens keinesfalls so, dass nur kirchennahe Menschen um den Besuch des Hospizseelsorgers bitten. Viele Menschen haben das Bedürfnis, am Ende noch einmal über Fragen

des Glaubens und ihre Hoffnungen zu sprechen. Das ist Teil einer letzten Bilanz, die für Klaus Schweiggel zu einer bewussten Lebensführung gehört. Er selbst nennt das, in der spirituellen Tradition der Jesuiten stehend, „sein Leben ordnen“. Vermutlich ist darum das „Entsorgen all seiner Papiere, die sich im Laufe der Jahre angesammelt haben“ ein Punkt, der ihm im Blick auf das eigene Lebensende wichtig ist. Was er aber hofft und als Gnade erbittet ist, „dass das Ende des Lebens zu seiner Vollendung wird“.



„Ich möchte mein Begräbnis in meinem Sinn erledigt wissen.“

„Das Leben kann oft grausam sein!“ Dieses Motto will Evelyn Knoll ihrer Geschichte voranstellen.

Lange Zeit war das Leben der Trafikantin und Nicht-raucherin, wie sie betont, gar nicht grausam. Sie war verheiratet, hatte zwei Kinder, war zufrieden. Aber dann kam das Schicksalsjahr 2005: ihr Mann starb und Frau Knoll musste selbst ins Krankenhaus. Nach einer schweren Operation wachte sie in der Intensivstation auf.

„Was hat das Leben noch für einen Sinn, fragte ich mich damals“, erzählt sie und verrät, dass sie eigentlich Schluss machen wollte. „Ich bin an so vielen Schläuchen gehangen, ich hätte mich nur aus dem Bett fallen lassen müssen.“

Aber dann war ihr, als würde ihr verstorbener Mann neben dem Bett stehen. Vielleicht war es bloß wegen der vielen Medikamente, trotzdem: für Evelyn Knoll war das ein Zeichen. Sie beschloss

weiterzumachen, so schwer das damals auch war. Es folgte eine lang-wierige Chemotherapie. In dieser Zeit wollten die Kinder das Erbe. Sie fühlte sich innerlich ausgebrannt. „Ich war auf der Suche nach meiner Seele“, erzählt sie.

Lange Zeit träumte sie von einem dunklen Knäuel, das über ihrem Leben schwebte. Bis ihr eines Tages eine Schamanin riet, sich nicht mehr vor diesem Knäuel zu fürchten, sondern es aufzuwickeln, sich das

Stückchen zu suchen, das herausragt und es festzuhalten. So löste sich das dunkle Knäuel allmählich auf, auch dank vieler Gespräche, die sie regelmäßig im Tageshospiz der Caritas führte. Ihren größten Trost hat Frau Knoll seither im Glauben gefunden.



„Ich möchte einmal noch einem Tiger ins Auge sehen.“

Die diplomierte Krankenschwester Brigitte Mayr ist seit gut drei Jahren Leiterin des Trauercafés. Dorthin kommen Menschen, die mit dem Tod von Angehörigen, konfrontiert waren und sich darüber austauschen wollen. Aus ihrer früheren Arbeit hat sie eine wichtige Beobachtung mitgenommen. „In der Intensivmedizin zählt vor allem als Erfolg, wenn ein Patient wieder hergestellt werden kann.“ Und natürlich tut die Medizin in der Regel alles dafür, um ein Leben zu retten. Aber wenn die

Diagnose „unheilbar“ lautet, ist oft kaum jemand da, der auf das Kommende vorbereitet. Der den Trauernden in ihrem Schmerz hilft. Irgendwann wollte Brigitte Mayr sich mehr mit „dieser anderen Seite“ befassen. So kam sie 1995 zum mobilen Hospiz der Caritas und wurde 2010 zur Mitbegründerin des Trauercafés.

Den Angehörigen beistehen ist eine Tätigkeit, die viel abverlangt. „Oft kann man den Schmerz und die Trauer nur aushalten“, erzählt sie. „Man kann nichts

tun, nur beim Unausweichlichen beistehen.“ Aber jeder Mensch geht anders damit um. Manchmal gibt es auch Begegnungen, bei denen die Patienten die Betreuer an der Hand nehmen. Sie erzählt von einem Musiker mit Lungenkrebsdiagnose, der so sehr mit sich im Reinen war, dass er den Tod auf beispiellose Weise annehmen konnte. Auch für Brigitte Mayr ist es so, dass die Konfrontation mit „der eigenen Endlichkeit“ zu einem bewussteren Leben führt. Allerdings weniger im Sinne einer

Intensität, sondern im Sinne einer Gelassenheit. „Man erkennt, dass es etwas Höheres gibt, dass man das eigene Leben nicht mehr in der Hand hat.“ Über ihren eigenen Tod nachdenkend meint sie: „Ich bin immer gerne gereist und würde gerne noch ein paar Orte auf der Welt besuchen.“ Und dann fügt sie hinzu: „Aber ich weiß nicht, ob mir das noch so wichtig wäre, wenn ich wüsste, dass es zu Ende geht.“



„Ich wünsche mir, dass mein Lebensmensch in den letzten Momenten bei mir ist.“

„Natürlich denkt man an den Tod“, sagt Christiane Hörbiger. Erst vor wenigen Monaten sei eine Freundin von ihr „abgerufen“ worden. Und bis heute werfe der Tod ihres Mannes einen Schatten über ihr Leben. „Es war ein unglaublicher Schock“, sagt sie und erzählt die Geschichte, die sich auch in ihren Memoiren findet, wie sie nach der Operaufführung alleine nach Hause kam und der Schlüssel innen steckte. Wie sie klopfte, aber niemand öffnete. Der bange

Verdacht, der sich zu bitterer Gewissheit verdichtete. „Die Narbe bleibt“, sagt sie.

Auch der Tod ihrer beiden Eltern hat sie sehr beschäftigt. Beide hat sie bis zu ihrem jeweiligen Tod begleitet. Gewundert habe sie dabei, dass ihr Vater, der wahrlich kein sündenfreies Leben gelebt habe, mit einem Lächeln entschlafen sei, während die Mutter, das genaue Gegenteil des Vaters, am Ende eine eigentümliche Härte im Gesicht hatte.

Das beschäftigt sie, weil sie in gewisser Weise an eine göttliche Gerechtigkeit glaubt. „Ich will mit einem Priester Abschied nehmen. Ich weiß meine Fehler und dass ich eine große Beichte werde ablegen müssen“, sagt sie.

Dass man durch die Konfrontation mit dem Tod bewusster lebe, das glaubt sie nur bedingt. „Erst glaubt man, dass man die Dinge leichter nimmt, aber schon drei, vier Wochen später regt man sich wieder auf.“

Über Kleinigkeiten, die es vielleicht nicht wert sind. Und obwohl ihr das hin und wieder passiere, bewirke der näher kommende Tod doch so etwas wie „eine große Dankbarkeit für das Leben“ in ihr. „Ich freue mich jeden Tag, dass ich aufwachen darf, dass ich hinaus gehen und den Himmel sehen darf“, sagt Christiane Hörbiger.



„Ich würde mich weiterhin über das freuen, was ich habe.“

Für ihre Besucher zeigt sich Jutta Turczyn von ihrer charmantesten Seite und erzählt von ihrem erfüllten Leben und den vielen Erinnerungen, die als stimmige Bilder und Mitbringsel die Wohnung zieren. Würden nicht hin und wieder die Worte „Chemotherapie“ und „Darmkrebs“ fallen, man würde vor lauter Heiterkeit gar nicht an den Tod denken. Für kurze Zeit hat Jutta Turczyn mit ihrer Lebensfreude tatsächlich den Gedanken daran verschweicht. Sie scheint

wirklich „keine Angst vor dem Sterben“ zu haben. Sie sagt: „Wenn man ein gutes Leben gelebt hat, dann muss man zufrieden sein.“

Mit fünf Jahren kam die gebürtige Sudetendeutsche nach Wien, nach Ottakring. Die schlimmen Erfahrungen ihrer vertriebenen Großeltern blieben ihr erspart. Mit 19 Jahren bekam sie ihren Sohn, bis heute „der wichtigste Mann“ in ihrem Leben. Über ihren Ehemann, mit dem sie 20 Jahre

verheiratet war, verliert sie nicht viele Worte. Aber die 30 Jahre nach ihrer Ehe hat sie in vollen Zügen genossen. Lange Jahre hat sie sich als Betriebsrätin für die Belegschaft eingesetzt. Aus dieser Zeit hat sie immer noch viele Freunde. Sie reiste für ihr Leben gern, mehrmals war sie in Nordamerika – und auch fast überall sonst in der Welt.

Frau Turczyn blickt gelassen zurück, selbst wenn sie weiß, dass sie vielleicht bald gehen muss. Sie hat

auch bereits eine Verfügung unterzeichnet, dass man sie nicht an Geräte anschließen soll. Denn wenn das Leben nicht mehr lebenswert ist, dann will sie gehen. Aber noch ist es nicht so weit. „Man darf sich nicht unterkriegen lassen“, sagt sie. Und dann, erneut mit einem charmanten Augenzwinkern: „Die Einstellung ist das Wichtigste im Leben.“ Dafür ist sie selbst das beste Beispiel.

„Im Jenseits ist es immer windig.“

„Ich komme hierher, um zu jammern“, sagt eine der Frauen in der Tageshospiz-Gesprächsrunde, „weil das meine Tochter nicht aushält.“ Zwei andere Frauen stimmen zu. Das Reden über den Tod halten viele Angehörige nicht aus. Aber so geht es nicht nur den Angehörigen. Wir alle tun uns schwer, wenn vom Tod die Rede ist. „Für viele Menschen ist es so, als würde man den Tod durch das Darüber reden geradezu heraufbeschwören“, stimmt eine Begleiterin zu.

Schauplatz Tageshospiz der Caritas Wien. Hierher kommen Menschen, die

eine lebensbedrohliche Diagnose erhalten haben, oft sogar noch mitten in der Behandlung stehen. Die Lebenszeit wurde radikal verkürzt. Manchmal wurde der letzte Tag schon vorausgesagt, manchmal ist zunächst nur bekannt, dass es auf das Ende zugeht. „Es ist wie in einer Verlängerung, da muss man auch kämpfen“, sagt eine der Besucherinnen. Und fügt hinzu: „Denn geschenkt kriegt man nichts im Leben. Selbst das Leben nicht.“

Die Menschen kommen ins Hospiz, um über das Unausweichliche zu sprechen,

manchmal um zu jammern, vor allem aber, um den Schmerz zu teilen. Oft wird das eigene Schicksal erst dadurch erträglich. Und warum auch nicht über Ängste und Verzweiflungen sprechen? Nur so werden diese Gefühle überhaupt bezwingbar.

Eine Frau erzählt davon, dass sie von ihrem Mann träumt, dem sie es übrigens immer noch übelnimmt, dass er vor ihr gestorben ist. Wie konnte er sie nur alleine lassen! Jedenfalls, ihr Traum geht so: „Er sitzt einfach schweigend da, mit einem Hut am Kopf, was mich wundert, denn

er hatte nie einen Hut auf. Andererseits ... geredet hat er nie viel, das passt.“

Eine andere Dame witzelt: „Wahrscheinlich hat er den Hut auf, weil es oben im Jenseits windig ist.“ Dann hängen alle Frauen kurz dem Bild nach, wie sie „da oben“ sitzen, „mit Schal und Hauberl“. Und ob es vielleicht so ist, dass die schon Verstorbenen warten, wenn man das Jenseits betritt. Für manche Frauen ist das ein Trost, für andere hingegen ist der Begriff „Jenseits“ sinnlos. „Abgeholt wirst du nur vom Leichenbestatter“, sagt eine Besucherin.

Dann dreht sich das Gespräch weiter, es geht ums Begräbnis, um „de scheene Leich“, die man dann ist. Und wie das wohl ist, wenn man tot unter der Erde liegt. Als Angehöriger sitzt man unruhig dazwischen, es verkrampft sich einem das Herz. Aber für die Betroffenen ist es befreiend, in einem verständnisvollen Rahmen über das ohnehin Unausweichliche zu sprechen.

„Ich will auf einem Waldfriedhof beerdigt werden, ohne Sarg“, sagte eine Besucherin. „Dann werde ich nach meinem Tod ein Baum und sende Schatten.“

Ein schöner, ein tröstlicher Gedanke. Vielleicht wird es tatsächlich so sein. Eines ist jedenfalls sicher: Im Schatten des Todes leuchtet das Licht des Lebens am hellsten.

Das gilt auch für diese Broschüre. Es gehört eben beides zusammen, das Leben und der Tod. Man kann das Leben nur feiern, wenn man auch den Tod, die Vergänglichkeit ein Stück weit an sich heranlässt. Ohne Gedanken an die Vergänglichkeit bleibt das Leben vielleicht angenehm harmlos, aber eben auch irgendwie beliebig.

In seinem Interview sprach Robert Menasse vom Jugend- und Fitnesskult unserer Tage, den er als Ausdruck der Angst vor der eigenen Sterblichkeit betrachtet. Denn das gute Leben ist nicht, wie uns Werbung und Medien oft versprechen, ein Leben, in dem nur Leichtigkeit und Fun und Jugendlichkeit dominieren. Das gute Leben ist vielmehr eines, in dem wir alt und müde werden dürfen, in dem wir auch wieder abberufen werden.

Das bleibt natürlich trotzdem ein ungeheuerlicher Gedanke, der größte „Skandal“ überhaupt, wie

das Thomas Bernhard einmal bezeichnet hat. Aber niemand sagt, dass man diesen Skandal alleine aushalten muss, ganz ohne Hilfe oder Beistand. Dafür gibt es eben die Hospiz-Angebote der Caritas.

Kurt Riha
Caritas Wien

Caritas Mobiles Hospiz

Begleiten, betreuen, sich Zeit nehmen

Hospiz bedeutet, schwer- und unheilbar kranken Menschen ungeachtet ihrer Nationalität, politischer Überzeugung, Religion und finanzieller Situation ein würdiges Leben bis zuletzt zu ermöglichen. Für den einzelnen Menschen bedeutet das: Die MitarbeiterInnen des Mobilien Hospiz der Caritas lindern Schmerzen, hören zu, packen mit an, geben Halt und sind einfach da.

Auch in der letzten Lebensphase hat jeder Mensch das Recht auf eine respektvolle, umfassende und kompetente Betreuung.

Die MitarbeiterInnen des Mobilien Hospiz begleiten Menschen, die trotz schwerer Krankheit zu Hause in vertrauter Umgebung leben und auch sterben möchten.

Die Hospizbegleitung der Caritas wird sehr stark von speziell ausgebildeten Freiwilligen getragen, die in ein Netz hauptamtlicher MitarbeiterInnen eingebunden sind. HospizbegleiterInnen sind PartnerInnen für Schwerkranke und deren Angehörige. Sie arbeiten mit ÄrztInnen, Krankenhäusern, mobilen Diensten und HauskrankenpflegerInnen zusammen und unterstüt-

zen und ergänzen deren Arbeit. Unser Angebot ist für Betroffene und Angehörige kostenlos und deshalb von Ihren Spenden abhängig.

Mobiles Caritas Hospiz

Über 50 hauptamtliche und mehr als 240 freiwillige MitarbeiterInnen des Mobilien Caritas Hospiz betreuen jährlich rund 2.200 Menschen. In Niederösterreich und Wien sind 13 ehrenamtliche Hospizteams und drei Mobile Palliativteams im Einsatz.

Tageshospiz

Zweimal pro Woche steht das Tageshospiz im Caritas Senioren- und Pflegehaus St. Barbara in Wien 23 schwer und unheilbar kranken Menschen offen. Austausch, ein abwechslungsreicher Tag und Gelegenheit zu medizinischer sowie pflegerischer Beratung machen das Tageshospiz zu einer wertvollen Ergänzung der Betreuung zu Hause.

Trauerbegleitung

Durch die Betreuung und Begleitung schwer kranker Menschen und ihrer Angehöriger hat sich ein weiteres

Angebot entwickelt: die Begleitung der trauernden Angehörigen über den Tod des geliebten Menschen hinaus in Einzelbegleitung und Trauergruppen. Ein ganz spezielles Angebot ist die Kindertrauer, denn Kinder nehmen den Tod anders wahr, brauchen andere Formen der Begleitung. Fragen wie: „Gibt es im Himmel Erdbeereis?“ können irritieren, können aber auch dafür genutzt werden, über den Tod hinaus zu denken.

Werden Sie HospizbegleiterIn

Wenn Sie Ihre Zeit sinnvoll nutzen und Menschen in ihrer letzten Lebensphase zu Hause, im Tageshospiz, im Pflege- oder Krankenhaus begleiten möchten, freuen wir uns auf Sie!

Voraussetzung für die Mitarbeit ist ein Grundkurs in Lebens-, Sterbe- und Trauerbegleitung und ein Praktikum im Ausmaß von 40 Stunden.

Gerne informieren wir Sie unter 01/865 28 60

Caritas&Du

Ihre Spende ermöglicht, dass eine würdevolle Begleitung in der letzten Lebensphase auch weiterhin kostenfrei für Betroffene und Angehörige bleibt.

BIC RZBAATWW
IBAN AT16 3100 0004
0405 0050
Kennwort Mobiles Hospiz

bzw. direkt spenden auf
www.caritashospiz.at

„Du bist wichtig, einfach weil du bist. Du bist bis zum letzten Augenblick deines Lebens wichtig. Und wir werden alles tun, damit du nicht nur in Frieden sterben, sondern auch LEBEN kannst – bis zuletzt.“

Cicely Saunders,
Gründerin der modernen Hospizbewegung
(1918-2005)



„Vor dem Tod muss man keine Angst haben, vor dem Sterben muss man Angst haben – wenn man die Möglichkeit in Betracht zieht, dass das unwürdig geschieht.“

Robert Menasse



Christiane Hörbiger spendet
für ein Sterben in Würde.

Alle Infos dazu auf
www.caritashospiz.at

**Caritas
Mobiles
Hospiz**